



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 266.

Montag, 14. November

1927.

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein fröhlicher Roman von Michael Mohr.

Ein Deutscher, der keiner sein will.

Als Wendelin Raft die letzten Stufen der Charlottenburger Bahnhofstreppe langsam herabschritt, schob er seine Rechte unter den Westenausschnitt des leichten Sommeranzugs und presste die Handfläche auf die weiche Haut der seidenen Hemdbluse.

Nein — es schlug nicht eine einzige Gangart hastiger, das komische Ding da hinter dem vierten und fünften Rippenbogen, über dessen Wesen und tiefste Bedeutung sich Gelehrte und Poeten dieser Welt trotz einige Jahrtausende währendender Diskussion noch immer nicht einig werden konnten. Wendelins Herz machte die gleichmäßigen Kontraktionen eines Präzisionsmotors.

Und doch fühlte er durch die dicke Gummisohle seines Sporthalschuhes den Berliner Asphalt zum ersten Male wieder nach fünf Jahren Amerika.

Er wehrte die Meute der kofferruhngigen Jungens, die sich bereits um die Lederhandtasche des eleganten Reisenden zu balgen begannen, ab und beschloß, den kurzen Weg zu seiner Wohnung am Reichstanzplatz an dem warmen Juniabend zu Fuß zurückzulegen.

Wie ein moderner Odysseus kam er sich vor, als er mechanisch den Weg nach dem Liebenseepark einschlug, lehrte er doch unerwartet und unangemeldet in sein Heim zurück. Ein wenig freute er sich auf das verblüffte Gesicht der alten Kathrein, der Hüterin des Hauses, und stellte sich gespannt vor, welche belustigende Ausrufe der Uebertragung ihn empfangen würden.

Aus dem dämmernen Park und See drangen die Duftwolken der sich vor der Kühle der Sommernacht langsam schließenden Blüten. Wie eine gigantische Gespenssterheuschrecke reckte sich der in seinen Konturen verschwimmende Funkturm gegenüber der Automobilhalle zu den ersten am schwarzblauen Himmel aufblühenden Lichtern des Firmaments empor.

Wendelins Auge blickte ruhig, sein Herzmuskel schlug in regelmäßigem Rhythmus. Vor ihm stiegen die gewaltigen Hochbauten der ewig brausenden New Yorker City auf, in der er sich das Staunen über die Wunderwerke menschlicher Technik, über das fiebernde Tempo der neuen Epoche abgewöhnt hatte. In seinen Ohren klang das betäubende Klauschen des vorzeitlichen Niagarafalls, dessen Titanenkräfte in den Dienst der Menschheit zu bändigen auch er als deutscher Ingenieur geholfen hatte.

Würde ihn die alte Kathrein mit ihren sicher noch schwächer gewordenen Augen wiedererkennen? Hatte nicht das halbe Jahrzehnt jenseits des Atlantik aus dem stürmischen Phantasten, aus dem Romantiker deutscher Gemütsart einen stählernen Mann der Arbeit, des Sports und der Geschäfte gemacht? Wendelin lehrte, so fühlte er wenigstens, als Amerikaner letzten Schnittes in die Heimat Deutschland zurück.

Eigentlich hatte er ja schon bei Verlassen des stolzen Lloyd-Dampfers im Hamburger Hafen erstmalig den Fuß auf Heimatboden gesetzt. Aber als er die Holzbrücke zwischen dem schwimmenden Hotel des Ozeans und dem festen Steinboden des Hafentais überschritten hatte, hatte sein Empfinden wenig Platz für Wiedersehenssentimentali-

tät gehabt. An seiner Seite war ein lebendes Stück Amerika geschritten — Bessie Hill, die gefeierte Tennismeisterin des Yankeelandes. Eine Woche Ueberfahrt hatte genügt, um in Wendelins Sinn mehr als Sportbegeisterung für die smarte junge Dame zu wecken. Bessie Hill war nicht nur der vollendete Typ des kerngesund, naiven und selbstsicheren amerikanischen Sportgirls, sie war mit ihrer burchitosen Lustigkeit, ihrer kindlich-verschmitzten Eitelkeit, ihren stets unternehmungsfroh-lachenden Augen und ihrem vibrierenden blutroten Mund auch der Frauentyp des amerikanischen Wendelin.

Unwillkürlich fuhr die Rechte Wendelin Rafts ein zweites Mal in den hemdseidenen Busenausschnitt und stellte bei seinen anatomischen Lastversuchen eine wesentlich erhöhte Herzaktivität fest. Das komische Ding, über das sich Wissenschaft und Poesie noch immer nicht einig waren, machte einige höchst unregelmäßige, eigenwillige Sprünge, über die jeder Spezialist für Herzkreisläufe besorgt den Kopf geschüttelt hätte.

Jetzt zuckte Wendelins Herzmuskel stark und schmerzhaft. Seine Stirn legte sich in tiefe Furchen. Zur anderen Seite Miß Bessie Hills schritt über das Pflaster des Hamburger Hafens die stämmige Gestalt jenes verwünschten Professors Mac Grey, der den verrückten Einfall in die Tat umsetzen wollte, die Insektenwelt der deutschen Lande zu erforschen. Mußte dieser spleenige Schmetterlingsprofessor, der überdies nicht den Habitus eines vertrockneten Stubengelehrten besaß, sondern wie ein junger, sportgewandter und kraftstrotzender Cityman aussah, ausgerechnet seine ersten Beobachtungen und Entdeckungen bereits auf der Ozeanfahrt an dem schönen Schmetterling Bessie Hill beginnen? Wendelin hatte ihn jedenfalls trotz aller Ablenkungsmanöver nicht von der Seite des auch ihn interessierenden Falters wegzulocken vermocht.

Nur war noch obendrein der Insektenprofessor, statt gleich in der Lüneburger Heide seine Botanisiertrommel umzuhängen, mit Miß Hill und Wendelin in den Berliner Schnellzug gestiegen, hatte ausgerechnet im gleichen Dughotel Zimmer belegt und sich von Wendelin zugleich mit der Tennismeisterin am Bahnhof Friedrichstraße verabschiedet.

Beinahe wäre der Heimkehrer an seinem Hause beschleunigten Schritts vorübergerannt, als der Zwang der Erinnerung ihn aufbliden und feststellen ließ, daß hier oben an der Front des dritten Stodes sein Junggesellenheim und die alte Kathrein auf ihn warteten.

Oder vielmehr absolut nicht auf ihn warteten! Der Pförtner schon erkannte den „Fremden“ nicht, der ihm doch so manches Trintgeld für Teppichklopfen und andere ebenso nützliche wie notwendige Dienste in die Hand gedrückt hatte. Das fing gut an.

Das Messingschild mit der lapidaren Inschrift „Wendelin Raft“ leuchtete jedenfalls altvertraut und frisch gepußt ihm entgegen. Einen Augenblick besann er sich, ob er den Klingelgriff heben sollte. Dann fingerte er an dem alten Berliner Schlüsselbund, ob er noch den rechten Türöffner finden und unvermutet eindringen könnte. Wie ein Einbrecher auf verbotenen Wegen, konstatierte er.

Da hatte er ihn, den bewußten Erschließer seiner heimat-

lichen Klause. Schürfende Schritte näherten sich von innen. Licht flammte auf. Weit öffnete sich die Tür. Vor ihm im altmodischen, schwarzseidenen Festkleid, von dem sich die schneeweiße Präsentierschürze abhob, stand mit freudigergerötetem Gesicht und glänzenden Augen unter dem glattgeschheiteltem Weißhaar Mutter Kathrein.

Statt zu verblüffen, war Wendelin der Verblüffte. Hatte die Alte kosmische Ahnungen? War sie unter die Okkultisten gegangen und empfing psychische Radiowellen aus fernen Sphären? Wendelin machte ein verzweifelt dummes Gesicht, ohne die Sprache zu finden.

„Willkommen in der Heimat, Herr Wendelin!“ Gewohnheitsgemäß wischte Kathrein die Rechte an der Küchenschürze, die doch heute eine Staats- und Präsentierschürze war, welche kein Fettfleck verunzieren durfte.

Der noch immer sprachlose Wendelin legte seine Hand in das kleine weiche Händchen und fühlte einen Strom froher Rührung aus dem zarten, alten Körperchen in seine festen, gesunden Glieder hinüberfließen.

Es war, als ob er keine fünf Tage und nicht fünf lange Jahre seine Wohnung verlassen hätte. Misttrauisch durchschritt er, nachdem er schnell abgelegt und sich flüchtig vom letzten Reifestaub gesäubert hatte, Zimmer auf Zimmer. Alles unverändert, alles am gewohnten Platz, wo er manchen lieben und schon vergessenen Gegenstand der Erinnerung wiedererkannte. Als er sein Arbeitszimmer betrat, fand er unter der hohen Stehlampe zur Seite des Kamins den kleinen Teetisch in der von ihm einst erfundenen Anordnung traditionsgetreu bedeckt. Die Teemaschine summt. Röstscheiben mischten auf dem Rosthaud. Nur Blumen, Blüthensträuße überall gaben dem altgewohnten Bild etwas Festliches.

Nach Sekunden hielt ihn die unverändert warme Atmosphäre seines Heims gefangen. Etwas von dem Abenteuerum, von dem Herumtreiberleben der letzten fünf Jahre glitt wie eine Schicht von seiner Empfindung. Unbewußt vollzog sich in ihm eine Wandlung vom GLOBETROTTER zum Heimmenschen.

Auf den Kamin Sims gestützt, versenkte er sich in den Anblick des Bildnisses seiner Mutter, die einst hier den kleinen Wendelin aufgezogen hatte, bis sie ihn einzig der Pflege der alten Kathrein überlassen mußte. Nie zuvor in den arbeits- und ergebnisreichen Jahren seines amerikanischen Aufenthaltes hatte er so stark und unmittelbar die lebendige Anwesenheit der Toten empfunden. Ihr Bestes, ihr Unvergängliches schien über den Körper hinaus als gütiger Geist an diese Räume gebunden zu sein und sie all die Jahre hindurch nie verlassen zu haben.

Wendelin riß sich zusammen, als Kathrein nach leichtem Klopfen eintrat und einige Feinheiten ihrer Küche auf den Teetisch stellte.

„Mit welchen Geistern der vierten Dimension stehen Sie eigentlich im Bunde?“ fragte Wendelin gespannt. „Ich dachte, ich würde Sie beim Tête-à-Tête mit einem Reichwehmann überraschen können, Kathrein. Statt dessen haben Sie unverständlicherweise meine Rückkehr vorausgesehen und den Liebhaber rechtzeitig vom schinkenbeladenen Küchentisch durch die Hintertür entlassen! Oder, Kathrein?“

Die Alte lächelte leicht verschmigt.

„Nein, Herr Wendelin, mit den Geistern hatte ich es nicht. Wenn ich auch etwas von der Kunst des Kartenschlagens, von den Geheimnissen des Kaffeegrundes und der Bedeutung der Träume verstehe.“

„Aber woher zum Donnerwetter wußten Sie — und Sie müssen doch angesichts all dieser Dinge festlichen Empfangs irgendetwas gewußt haben — woher wußten Sie, daß ich ausgerechnet an diesem schönen Juniabend mir einfallen lasse, nach fünfjähriger Verbannung in das alte Deutschland, in das alte Berlin, in die alte Wohnung am Reichskanzlerplatz und zu der alten Kathrein zurückzukehren? Keiner Menschenseele habe ich von drüben und unterwegs auch nur eine Silbe von meiner beabsichtigten Heimkehr gesprochen, geschrieben oder depechiert! Weiß ich doch selbst nicht, was mich getrieben hat, den alten Kontinent, den ich für immer überwunden zu haben glaubte, leichtsinnig wieder aufzusuchen. Eine vertraute Stimmung, ein unüberlegter Entschluß, eine unverantwortliche Nachgiebigkeit meines besseren Selbst gegen das Unter-

bewußtsein muß schon schuld sein, daß ich wieder hierherkomme, von wo ich unter so unangenehmen und leidigen Umständen vor einem halben Jahrzehnt glücklich ausgeflogen war. Nicht wahr, alte Kathrein, es waren mißliche Umstände, die mich damals via Amerika auf und davon gehen hießen?“

Kathrein blickte schweigend und aufmerksam einige Augenblicke in das von der Erinnerung veränderte Gesicht ihres Herrn. Sie sah wohl, daß ihr Wendelin, den sie schon als kleinen Duden gehütet und wie ihr eigen Kind geliebt hatte, in den fünf Jahren seiner Abwesenheit sich gewaltig verändert hatte. Welch ein nervöser, Welch ein ungestümer junger Mann war er damals gewesen, als die Geschichte, auf die er anspielte, passiert war. Ein Draufsetzer, ein schwärmerischer Draufgänger, ein eigenwilliger großer Junge war er gewesen, und sie hatte ihn gerade wegen all dieser Eigenschaften jugendlichen Mutes und junger Art mit solcher Liebe umsorgt und in ihr Herz geschlossen. War sie ihm doch nach dem Tode Frau Angela Rafts eine zweite Mutter geworden.

Aber die schwachen Augen Kathreins sahen durch den neuen Wendelin, der als nüchtern-fester, allen Stimmungen und plötzlichen Eingebungen scheinbar überhobener Mann vor ihr stand, wie durch ein Glaslein hindurch und suchten und fanden das junge Herz des Wendelin von einst.

Gern hätte sie einmal jetzt, wo er mit kräftigem Appetit die Röstschnitten verzehrte und wie einst ungezählte Tassen Tee trank, um die breiten Schultern des Mannes Wendelin gefaßt und ihre Hände durch das noch immer kräftige blonde Haar fahren lassen.

„Nun, Kathrein,“ ermunterte Wendelin die noch immer schweigende Alte, „heraus mit der Sprache!“

„Heute vormittag,“ erzählte Kathrein ruhig, „rief Geheimrat Warneberg an und sagte: „Mit dem Sieben-Uhr-Abendzug kommt Dr. Wendelin Raft zu Ihnen nach Hause, Kathrein! Sorgen Sie dafür, daß Ihr junger Herr alles...“

Wendelin war, den Bissen im Munde, aufgesprungen. „Warneberg? Geheimrat Warneberg?! Woher in aller Welt weiß ausgerechnet Geheimrat Warneberg...?“

Nun war die Ueberraschung bei Mutter Kathrein.

„Sie haben ihm also nichts mitgeteilt, Herr Wendelin? Herr Geheimrat Warneberg sagte mir so bestimmt die Minute Ihrer Ankunft, daß ich natürlich glaubte...“

Wendelin schnitt mit einer schnellen, fast unwilligen Handbewegung der Alten das Wort ab. Erregt ging er mit langen Schritten durch das Zimmer und schien von der überraschenden Mitteilung Kathreins ganz außer sich.

Da war sie wieder, die alte, dumme Geschichte, die nun fünf Jahre begraben gewesen war und jetzt natürlich von dem alten, hartnäckigen Manne wieder aufgenommen wurde. Welche unbezwingbare Energie steckte doch in diesem kleinen, vertrockneten Männchen mit dem gewaltigen Einfluß in der Welt der Industrie und des Handels, mit den tausend Fäden, die er zu Börse und Wirtschaft, zu Regierung und Parlament in der Hand hielt. Eigentlich mußte er in den fünf Jahren noch vertrocknet, noch kleiner geworden sein, und Wendelin mußte lächeln, wenn er sich vorstellte, wie er mit seiner breiten Sportfigur vor dem kleinen spitzbärtigen Mann mit der zernitterten Pergamenthaut seines Gesichtes und den blaugeaderten Händchen trat. Aber wieder empfand er den starken Willensstrom, der von diesem Manne auf ihn ausging, der ja schon damals zwangsläufig sein Lebensschicksal von der Heimat fort nach den Vereinigten Staaten gelenkt hatte, und der jetzt völlig überraschend nach seiner heimlichen Rückkehr sofort auf ihn eindrang. Was wollte Warneberg jetzt von ihm?

Kurz wandte er sich zu Kathrein herum, die ihn wortlos beobachtete.

„Und hat Herr Geheimrat Warneberg außer meiner Ankunft noch etwas mitgeteilt?“

„Er hat Sie, Herr Wendelin, ihn doch morgen vormittag um 11 Uhr in seinem Privatbüro in der Boß-Straße aufzusuchen. Eine dringende Besprechung, sollte ich Herrn Doktor Raft bestellen, legte er mir ans Herz.“

Die Sache wurde immer unverständlicher, immer unheimlicher für Wendelin Raft.

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeuer.

Die dürren Blätter tropfen von den Zweigen,
Kastanien glänzen goldig braun im Gras,
Der Waldweg spinnt sich ein in Dunst und Schweigen,
Blas blimmt die Sonne wie ein Goldtopas.

Die Luft trägt einen Ruch von Gruft und Sterben,
Von Hagebutten brennt der Rosenstrauch,
Im wellen Laube gehst du wie auf Scherben,
Mariengarn zerreißt im Windeshraus.

In unsers Hauses Herd glühn hell die Flammen,
Wir fühlen tief, wie warm die Liebe hält,
Wir rücken eng im goldnen Kreis zusammen,
In unsrer Glut zerschmilzt die kalte Welt . . .

Ilse Franke.

Eine landwirtschaftliche Robinsonade.

Von Hugo von Köller.

Wer mir, als ich noch die Uniform des preussischen Kürassieroffiziers in Pasewalk trug, prophezeit hätte, daß ich noch mal in einem Wildwest ähnlichen Lande die Rolle eines Farmers und Landwirts spielen würde, den hätte ich für komplett irrünftig erklärt. Soldat war ich mit Leib und Seele. Ich war Soldat gewesen in Preußen, Soldat auch schließlich in Bulgarien, aber darüber hinaus — Schluss! Für irgend einen anderen Beruf fehlten mir ja jegliche Vorbildung und Kenntnisse.

Und doch verschlugen des Schicksals Wellen mich später in die Steppen der bulgarischen Dobrutscha als Besitzer eines nahezu 3000 Morgen großen Guts, das ich selbstständig bewirtschaften sollte. Als ich in Murzankieu einzog, kam ich mir in der Tat wie ein Robinson vor, der in einer von Gott und Menschen verlassenem Gegend ausgesetzt und vor eine Aufgabe gestellt war, die er niemals würde bewältigen können. — 3000 Morgen unabsehbare Steppe, davon kaum 30 Morgen unterm Pflug; eine ungeheure Menge lebenden und toten, meist vorintflutlichen Inventars, dessen Verwendung mir größten Teils noch schleierhaft war; dazu einige 30 bulgarische und türkische Knechte! Das alles wartete nun auf meine Dispositionen, meine Anordnungen und — auf mein Vorbild!

Zur Zeit herrschte ja noch strenger Winter auf der Höhe der Dobrutscha, der Schnee lag fest, — also vorläufig keine Feldarbeit! Ich ließ Holz schlagen und einfahren; als ein einziges Brennmaterial wurde auf meinem Gutshof Holz in großen Mengen gebraucht. Dung gab es bei dem großen Viehstande in Hülle und Fülle; er wurde aber nicht auf die Felder gefahren, sondern lediglich dazu verwendet, die Nord- und Ostwände der Viehställe damit zu bewerfen, um das Vieh in den primitiven Stallungen gegen die kalten, durchdringenden Winde zu schützen; der Rest wurde verbrannt. Gutes Viehfutter, Heu und halb ausgedroschenes Stroh war ausreichend vorhanden, Schwierigkeiten nur bot das Tränken des Viehs. Dafür gab es nur einen etwa 60 Meter tiefen Brunnen, aus dem in einem großen Ledereimer das Wasser mit einem Hölznerwerk heraufgezogen wurde. Bei der herrschenden Kälte gefror das Wasser oft sehr schnell in den Trögen. Dies aber brachte mich auf die Idee, mir neben meinem bescheidenen Wohnhause einen umfangreichen Eiskeller anzulegen. Für die Ernährung der Knechte waren ein Duzend riesiger Fässer mit Sauerkohl, weißen Bohnen, eingelegten Paprikaschoten und mit Knoblauch gefüllten Eierfrüchten vorhanden. Täglich wurde mehrere Male frisches Brot gebacken.

Solange der Winter andauerte, widmete ich mich der Jagd, einer wilden Jagd auf Wölfe, Füchse und sonstiges Raubzeug, während ich für Hasen, Rebhühner usw. Schütten und Futterplätze einrichtete. Dabei fühlte ich mich als Gutsherr noch ganz wohl. — Aber als der Frühling einzog, mußte ich wohl oder übel wirklichen Landwirt spielen, meine Felder bestellen, — pflügen lassen, säen usw. In allen diesen Dingen aber war ich vollständiger Laie. Was ich früher in meiner pommerschen Heimat von der Landwirtschaft gesehen hatte, war so ganz anders gewesen, wie das, was ich hier sah. Aber, was andere konnten, mußte ich doch auch können. Ich besuchte meine bulgarischen Nachbarn, Großbauern und kleine Gutsbesitzer, und sah mir deren Betriebe an. — Zunächst ließ ich den „Spezialisten“ kommen, der die großen Holzpflüge instand setzte, vorintflutliche Anseher, die mit je 14 Ochsen bespannt wurden. Dazu also waren die Unmenge Ochsen — 80 an der Zahl vorhanden. Vieh war überhaupt in Überfluß da, wurde nur nicht verwendet, bzw.

ausgenutzt. Da waren an 50 Milchkühe, aber keine Milch- und Butterwirtschaft! Die Knechte genossen nur Büffelmilch und zwar die aus dieser hergestellten Poghurt, eine Art Didsmilch. Da war ferner eine Pferdeherde von ca. 50 Pferden, Mutterstuten, Hengste und Fohlen, — keine Wallache! Diese Pferde dienten lediglich dazu, nach der Ernte das Korn auf offener Tenne auszutrampeln. Als ich meinen Nachbarn erzählte, daß man in meiner Heimat fast ausschließlich mit Pferden arbeite, sie zum pflügen, eggen, Dungfahren usw. verwende, hielten sie mich für anormal. Als Arbeitstiere kamen hier ausschließlich Ochsen in Betracht.

Sobald die Bitterung es erlaubte, ging's mit fünf Pflügen hinaus, für die 70 Ochsen und 15—20 Mann nötig waren. Nur Neuland, — Land, das seit Menschengedenken brach lag, wurde gepflügt. Durchweg schwerer erdflüssiger Boden, — eine fette Humusschicht, darunter durchlässiger Lehm. Die riesigen Pflüge rissen kolossale Schollen um. Von meinen ca. 3000 Morgen kamen im ersten Jahre noch keine 200 unter den Pflug. Aber schon das hielten meine Nachbarn für übermäßig viel, weil ich meinen Grund und Boden zu schnell aufbrauchen würde! Jeder bestellte Acker mußte lange Jahre wieder brach liegen. Große Flächen der Steppe wurden für Graschnitt und als Weideland reserviert.

Auf den frischen Sturzader wurde die Saat — eigentlich nur Sommerweizen, Gerste und Hafer — geworfen. Wer aber sollte säen? „Das muß der Herr selbst tun,“ erklärten meine Knechte. Ja, aber wie? — Ich fuhr zu meinem bulgarischen Nachbarn hinüber und ließ mich in dieser Kunst unterweisen. Drei Tage später ging ich mit dem gefüllten Kornsaat vor den Leib gebunden über den Sturzader und spielte den Sämann, als ob ich im Leben nie etwas anderes getan hätte. Mir folgte ein mit acht Ochsen bespannter, etwa drei Meter breiter Strauchbesen, der die Saat einfach in die Furchen legte. Alles übrige blieb dem lieben Gott überlassen.

Ich mußte zunächst nur nachmachen, was die anderen taten, ich selbst wußte es ja nicht besser. Aber ich hatte mir Bücher über Landwirtschaft und Viehzucht kommen lassen und studierte abends mit großem Eifer die mir neue Wissenschaft.

Schon im ersten Jahre meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit emanzipierte ich mich von dem alten bulgarischen Schlendrian, so weit sich dies mit den gegebenen Verhältnissen vereinigen ließ. Ich verkaufte alles unbrauchbare, überflüssige Vieh, und ließ mir dafür moderne eiserne Pflüge, Eggen und sogar eine Mähmaschine kommen. Aus der Pferdeherde zog ich alle zur Arbeit geeigneten Tiere heraus und spannte sie vor die leichten Pflüge und Eggen. Meine Nachbarn schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. „Der Deutsche in Murzankieu ist übergeschnappt,“ so ging es von Mund zu Mund in der ganzen Umgegend. Mit einigen meiner Arbeiter hatte ich die größten Schwierigkeiten, als ich verlangte, daß sie mit den eisernen, mit Pferden bespannten Pflügen Stoppeln umreißen sollten. „Die Leute lachen uns ja aus,“ erklärten sie. Erst nachdem ich einige Widerspenstige mit dem Krüdstock vom Hofe gejagt hatte, wurden die anderen gefügiger.

Als ich nun gar die im Sommer die Dobrutscha überflutenden Schnitter aus Ostrumellen für die Erntearbeit ablehnte und meine Mähmaschine in Gang setzte, kamen die bulgarischen Landwirte von weit und breit, um dies Wunder anzusehen. Sie gaben zu, daß die Maschine in einem Tage mehr leistete, als 20 Schnitter mit ihren kleinen Sichel in zwei bis drei Tagen, aber — sie blieben doch bei ihrem alten System.

Schmerzlich hatte ich in Murzankieu die Kartoffeln entbehrt, die man hier kaum kannte; anbauen tat sie niemand. Da ließ ich mir aus Pommern von meinem Vater „in einer Zigarentüte“ ein paar Hände voll Kartoffeln schicken. Ich zerschnitt sie derart, daß an jedem Stück ein Keim blieb und bepflanzt damit eine ganz respectable Erde in dem, von mir angelegten Gemüsegarten, für den ich mir alle Sämereien aus Erfurt hatte kommen lassen. Dieser Garten war ehemals eine Kuhbucht gewesen; das Gemüse gedieh hier wunderbar, am schönsten die Kartoffeln. Ich erntete genügend für meinen Tisch und konnte im nächsten Frühjahr noch ein ganz hübsches Stück Land, das ich im Winter gedüngt hatte, mit Kartoffeln besteden.

Bulgarische Besitzer, denen ich Kostproben von meinen Kartoffeln gab, waren begeistert dafür und pflanzten sie dann auch stellenweise selbst. Nur daß sie das Feld vorher düngen sollten, kam ihnen lächerlich vor.

Als ich nach Murzankieu kam, war für meinen eigenen Lebensunterhalt so gut wie gar nichts da. Kein Stück Feder- und Gänsefleisch, — also auch keine Eier usw. Zunächst ernährte ich mich von Konserven und von meiner Jagdbeute. Dann aber fuhr ich in die Nachbardörfer und kaufte an Gänsen, Puten,

Enten, Hühner und Lauben alles, was ich bekommen konnte. Eine Gans kostete 50—60 Pfennig, eine Henne mit so und sovielen Küken 25—30 Pfennig, und so weiter. Einige Wochen später hatte ich einen ungeheuren Hühnerhof. Auch eine Milchwirtschaft wurde eingerichtet, täglich gab es 10 bis 15 Bünd frische Butter. Meine Mutter schickte mir Rezepte für aller Art Würste. Ich schlachtete eigenhändig im Herbst und Winter drei bis vier fette Schweine, machte Würste, räuchernte Schinken, pökelte Fleisch ein usw. Ich verstieg mich sogar soweit, alljährlich einen mächtigen Mastochsen eigenhändig zu schlachten, einzuhauen und im Eiskeller zu vergraben. Ich habe niemals so gut gelebt, wie auf meinem Gut in der Dobruška. Aus dem hilflosen Anfänger von ehemals in der gottverlassenen Steppe war ein wohlstiuierter Landwirt auf blühendem Besitz geworden.

Nach den großen Umrwälzungen von 1886 verließ ich mit schwerem Herzen alles, was ich in Murzantien geschaffen hatte.

Meine Robinsonade war ausgespielt.

Abenteuer in der Nacht.

Von Leo am Brühl.

Der Zug glitt aus dem hellen Licht hinaus in die Nacht. Eine Weile noch war um ihn der nebelhafte Widerschein der grell beleuchteten Bahnhofshalle, dann zog ihn die Finsternis ganz in sich hinein.

Kurt Rath sah in der Ecke seines Abteils und schaute gegen das schütternde Fensterglas, in dem bunte Lichtreflexe wie bewegte Wellen schwammen. Die Dunkelheit presste sich draußen mit zäher Masse gegen die Scheibe und gab ihr die Wirksamkeit eines billigen Spiegels, die nur dann aussergewöhnlich unterbrochen wurde, wenn vereinzelt Streifenlichter wie dünne Blitze vorüberzogen.

In diesem Spiegel sah Kurt Rath das Bild einer jungen Dame, die ihm gegenüber in der Ecke lehnte und mit merkwürdiger Beharrlichkeit sich hinter einem Zeitungsblatt versteckte. Er konnte feststellen, daß das Gesicht seiner Reisegefährtin nicht den scharfen Typ des Sportprofis hatte — sich übergehend in einen feinen Herrenschnitt —, sondern daß es eher voll und weich war und tiefliegende, dunkle, wohl verträumte Augen haben mußte. Wenn die Art der Kleidung, die die unentwegt Lesende trug, einen Schluß auf Verkommen und Charakter zuließ, dann mochte die Dame den gebiegenen Bürgerkreisen angehören. Ihr modern geschnittener Rock wahrte eine unauffällig betonte Grenze und erlaubte im Schatten seines über das Knie herabfallenden Saums den Blick auf eine schlanke Fessel in aussagekräftigem Schuhwerk, das jedoch von keiner Modetorheit entsetzt war.

Während Kurt Rath abwechselnd die braunen Schuhe seiner stillen Reisegefährtin betrachtete und eine Linie zu erfassen suchte, überlegte er, in welcher Form er ein Gespräch anbahnen könne, ohne einen hochmütig abweisenden Blick als einzige Antwort zu erlangen. Seine Gedanken spielerisch aneinanderreihend, rief er auf eine ziemlich selbständige, wahrscheinlich berufstätige, geistig über dem Durchschnitt stehende Dame, die, wie es den Anschein hatte — genau wie er selbst — in einen kurzen Urlaub nach dem Schwarzwald reiste.

Blötzlich fuhr der braune Schuh, der bisher nur in leichten Schwingungen nach dem rhythmischen Stampfen des Zuges sich bewegt hatte, unermittelt empor, als hätte ein jähes Erschrecken die Dame überfallen, und stieß, unmerklich fast, gegen das Schienbein Kurt Raths. Im gleichen Augenblick, möglicherweise sogar eine Sekunde zu früh, sank die papiernen Scheidewand.

Kurt Rath war so sehr überrascht, daß er auf das kleine entschuldigende Wort keine Erwiderung fand und sich nur stumm verbeugte. Seine Reisegefährtin war wirklich eine Schönheit. Ihre Züge waren von vollendetem Ebenmaß, zart und fein geschnitten wie eine wertvolle Gemme, und doch weich und selbstsam freundlich.

Die Dame faltete etwas umständlich und gleichsam abwartend die Zeitung zusammen, wandte sich ein wenig gegen das Fenster und griff mit der Rechten über sich nach dem Mantel, der vom Gepäck herabhängte. Ein flaches, mit zwei leichten Riemen verschlossenes rotbraunes Ledertäschchen kam zum Vorschein, wurde bedächtig auf die abklüfftige Fläche der zusammengerückten Knie gestellt und mit fast quäsender Langsamkeit geöffnet. Hierauf entnahm die Schöne der Hülle ein scheinbar sehr dünnes Kristallfläschchen, füllte einen fingerhutgroßen silbernen Becher mit einer Flüssigkeit und leerte ihn. Der an sich nicht ungewöhnliche Vorgang hatte fast suggestiv auf Kurt Rath gewirkt, so daß er sich angestrengt besann, in welchem seiner Koffer seine eigene mit Weinbrand gefüllte Reiseflasche verpackt sei. Je mehr er aber nachdachte, um so mehr schien ihm die Erinnerung an

das Einlegen in die Reisetaschen, das doch noch keine Stunde zurücklag, zu entschwinden; eine wunderbar sich einschmelzende Müdigkeit stieg in ihm auf und drohte ihn, unterstützt von dem eintönigen und einschläfernden Räderrollen, vollends zu bezwingen. Die Augenlider wurden schwer und sanken halb herab.

Kurt Rath blieb nur dadurch wach, daß ihn ein zwin-gendes Gefühl veranlaßte, auf diese weisen, so ruhig bewegten Hände zu schauen, die die grell blinkende Kristallflasche hielten. In dieser Starre gefesselt, bemerkte er noch, daß die junge Dame einen zweiten, unbenutzten Becher aus dem Lederbehältnis nahm, ihn ebenfalls füllte und dann — mit einem entzündenden Lächeln um den feingeschwungenen Mund — den winzigen Trunk herüberreichte. Erstaunt, beglückt und immer noch im Bann der eigentümlichen Müdigkeit, streckte der Schlafmüde die Hand aus, ergriff mit spizen Fingern das puppenhafte Gefäß, führte es mit verkrampfter Bewegung zum Mund und schluckte den Tropfen, der ihm heißbrennend über die Zunge lief. Dann hörte er einen überfeinen, silberklingenden Ton, der fernher wie verträumtes Irden schwang. Er wußte nicht mehr, daß ihm der kleine Becher entglitten und zu Boden gefallen war...

Als Kurt Rath erwachte, drang zuerst mit der Kraft eines lange gehemmten Stroms der Gedanke an die eigene Reiseflasche auf ihn ein. Teilnahmslos für seine Umgebung, erhob er sich mit gelähmten Muskeln, ließ das Schloß des Handkoffers auffpringen, faßte das kühle, glatte Glas, öffnete wie unter fremdem Willen den Verschuß und trank. Wie Wasser an einer Fensterscheibe floß der Bann von ihm ab. Die junge Dame war fort. Ausgestiegen. Mantel und Gepäck fehlten. Kurt Rath zog die Uhr: während er geschlafen hatte, mußte der Zug an zwei Stationen gehalten haben. Schred stieß wie ein tödlicher Stich in ihn.

War er das Opfer einer Diebin geworden? Hypnose zuerst? Die blinkende Flasche! Dann der Schlaftrunk? Das Betäubungsmittel verborgen in dem zweiten Becher? Die Reisetasche! Das mühsam ersparte, ein Jahr lang zusammengetragene Geld, das diese Urlaubsreise ermöglichte! Kurt Rath riß den Koff auf.

Die Reisetasche war da. Auch das Geld... Aber mehr noch, ein fremder Zettel mit einer fremden, eilig hingeworfenen Schrift: „Ich sehe zu meinem Bedauern, daß Sie nicht der sind, für den ich Sie hielt. Einem kleinen Angestellten, der in Urlaub fahren will, möchte ich Erholung und Freude nicht rauben. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Reisetasche meine Selbstkosten entnehme: Fahrkarte, Kognak und einige kleine Auslagen. Viel Vergnügen im Schwarzwald!“

Kurt Rath stand schwankend im Abteil, durchblätterte seine Papiere, zählte dann das Geld, an dem zwanzig Mark fehlten. Er sank in die Ecke, in der die junge Dame gesessen hatte, und ein jähes Zucken durchschüttelte ihn. Er wußte nicht, ob er lachen sollte oder sich das Herz herausweinen.

Afrikanische Sprichwörter.

Gesammelt von Feltz v. Döpel (Dresden).

Wenn die Henne Wasser trinkt, so zeigt sie es Gott.
Wenn Gott dir Krankheit gibt, so gibt er dir auch Medizin!
(Sprichwörter der Tschwi-Neger.)

Halte an einer Sache fest und schwanke nicht hin und her wie das Wasser in den Binsen!
(Weisheit der Kwassa-Neger.)

Macht nur das Segeltau los — das Schiff sitzt schon auf dem Felsen fest! (Entspricht dem deutschen „Wenn das Rind in den Brunnen gefallen ist.“)

Jede Tür hat ihren Schlüssel, und in allen Schwierigkeiten gibt's ein Mittel!

Der Leidenschaft entspringt manch Wort mit hast-erfülltem Sinn!

Spieler nicht mit der Wildkatze!
Liebe läßt sich nicht befehlen.
Fleiß und Eifer heben die Bestimmung des Schicksals nicht auf!
(Sprichwörter der Suaheli.)

Die Lieb' ist dreierlei:
Liebe ein Herzensband,
Lieb' eine Heuchelei,
Und Lieb' ein Todesbrand. (Arabisch.)